

Von Bernhard Schulz

Die Stunde des Abendessens, der Spanier sagt „comida“, ist um zweiundzwanzig Uhr gekommen. Daheim haben wir uns um diese Zeit aufs Zubettgehen vorbereitet, nicht wahr! Jetzt bereiten wir uns auf zwei Stunden Nachtmahl vor. Wir wissen, daß Gomez, der Kellner mit dem Don-Alfonso-Kopf, unseren Tisch schon gedeckt hat. Er hat aus den Servietten zipfelige Tüten gemacht, der Wein ist entkorkt, und inmitten des Tisches verkündet ein Messingschild „Reservado — reserviert“. Wir sind Stammgäste.

Sobald uns Don Alfonso kommen sieht, beginnt das Abenteuer. Er deutet ein Lächeln an — nur abgedankte Könige lächeln so — und vollführt mit der rechten Hand eine majestätische Geste, die Begrüßung und Einladung zugleich ist. Er ist bleich, unser Freund Gomez, dieses Ebenbild eines Königs, bleich und traurig. Vor Jahrhunderten schon haben sie dieses Gesicht in Bronze gegossen und in Stein gehauen. Wir haben zahlreiche Abziehbilder dieses Gesichtes auf Sarkophagen gesehen. Es ist ein spanisches Gesicht, das Gesicht eines Granden, das Antlitz eines Mannes, der an Gift oder an Leukämie oder an Verzweiflung sterben wird.

Die blinden hohen Spiegel an den Wänden, die staubigen Palmzweige, die vergilbten Stiche mit den Stierkampfszenen, die gekreuzten Degen über der Registrierkasse, das präparierte Haupt eines Kampfstiers, die aus der Leuchtgasperiode stammenden Lampen: dies alles verstärkt den Eindruck des Düsternen, Tragischen, Unheilvollen. Und doch rauschen in hundert Meter Entfernung die vom Mondlicht versilberten Wellen des Mittelmeeres an einen Strand, der paradiesisch ist.

Heiterkeit ist an solchen Tischen nicht angebracht. Die Spanier sitzen in steifer Würde vor ihren Tellern, die Serviette um den Hals geknüpft und die Melancholie ins Auge geklemmt. Aber schließlich haben wir Touristen den ganzen Tag über gelacht und gefaulenzt und gekichert, und jetzt gesteht es sich, zurückhaltend zu sein. Ein Nachtmahl nach spanischer Sitte ist ein zeremonieller Vorgang. In diesem Lande nehmen die Köche ihre Aufgabe ernst; unter ihren geübten Händen entsteht Speise und kein Futter. Die Krebsen sind am Abend gefischt worden, das Lamm hat mittags noch geblökt, und die Trauben sind vor einer Stunde erst geschnitten worden; sie sind noch warm von Sonne. Nur der Wein ist alt und kühl.

Feierlich legt Gomez seinen Gästen die Speisekarte neben den Teller. In diesem Augenblick fängt die Veranstaltung an, zu der wir geladen sind. Was gibt es zu essen? Das wissen nur der Wirt, der Koch und Gomez; denn die Speisekarte ist handgeschrieben, das gehört zur Etikette. Nein, die Speisekarte ist nicht geschrieben, sie ist gekritzelt, geschmiert, unlesbar verschlüsselt, ein Programm mit fünf Siegeln.

Fünf Gänge werden serviert. Hors d'oeuvre. Suppe, Fleisch. Der vierte ist das Fleischgericht, und wir sollen nun entscheiden, ob wir „carnero“, „vaca“ oder „cerdo“ haben wollen, und ob von Hammeln, Rind oder Lamm lieber „pierna“ oder „chuleta“. Auch sind „pollo“ und „Caza“ zu empfehlen. Gomez schwelgt in Gastronomie, er schwelgt in Spanisch, er schwelgt in Fleisch. Wir verstehen keine Silbe. Nun, vergiften werden sie uns nicht. Auch die Tintenfische haben

uns nichts angetan, der Himmel bewahre uns vor „calamares“.

Meine Frau fängt an zu schmeicheln, sie sieht in Gomez den edlen Alfonso. Sie macht dem Kellner Zeichen, bitte, bitte, an seinem eigenen Körper die betreffende Stelle zu markieren, die uns vom Schwein vorgeetzt werden soll.

Gomez schaut sich verstohlen um. Er ist schockiert, denn es ist selbstverständlich tief unter der Würde eines entthronten Herrschers, sich derart zu vergessen. Mit Recht hält er es für ordinär, beim Essen an die eigene Leber oder an die eigenen Rippen zu denken. Aber auf weiche Weise können wir herauskriegen, was wir essen sollen?

Gomez tippt hochheißend mit dem Zeigefinger an seine Hüfte. Es dauert nur den Bruchteil einer Sekunde. Niemand hat etwas gemerkt. Don Alfonsos Stolz hat kaum gelitten.

„Aha“, triumphiert meine Frau, „Lendenbraten. Endlich etwas Ordentliches. Immer Polypen und Inneren und Schnecken und Stockfisch, wird einem ja ganz übel vom! Meine Frau ist nicht für unordentliche Sachen, im Leben nicht und auf der Speisekarte erst recht nicht.“

Es gibt also ein Lendenstück, vielleicht in Sahne oder gar in Rettichtunke? Sie freut sich unbändig. Dieser Gomez ist wirklich ein köstlicher Mann. Was er nachher allerdings auf den Tisch bringt, stellt sich als Niere heraus, und mit Niere kann man meine Frau lagern.

So ergeht es uns jeden Abend. In der Fremde muß man Spaß verstehen. Das ist das Abenteuer. Nie erhalten wir das, was wir geraten haben, sondern immer das, was wir nicht geraten haben.